In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 106. Posen, den 9. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

18. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der Marquis lachte bei der Erinnerung an eine andere Berühmtheit seiner Zucht. Auf einer Plaza sollte ein Toro mit einem Löwen und einem Tiger kämpfen, und der Züchter sandte seinen Barrabás, ein perverses Tier, das allein gehalten werden mußte, weil es niemanden um sich duldete.

„Auch diesem Kampf wohnte ich bei," begann er. „Ein riesiger, eiserner Käfig mit Barrabás wurde in die Mitte der Arena gerollt. Zuerst ließen sie den Löwen los und das verfluchte Tier springt dem nichts ahnenden Toro auf den Rücken, um ihn gleich mit Tatzen und Zähnen zu zerfleischen. Barrabás machte Riesensätze und schüttelte sich wie eine Furie, bis es ihm gelang, den Löwen nach vorn zu schleudern. Er fiel auf die Hörner. Caballeros, das reinste Ballspiel! Von einer Spitze warf er ihn auf die andere und schmetterte ihn schließlich verächtlich in die Ecke, wo der König der Tiere, jetzt ein Häufchen Elend, wie eine geprügelte Katze jammerte. Mit dem Tiger ging es schneller. Diesmal griff Barrabás an. Kaum öffnete das Biest den Rachen, so war es auch schon auf den Hörnern, flog ein Weilchen in der Luft herum und sauste in die Ecke. Dieser Barrabás aber, ein böser Schelm, verrichtete ganz gemütlich auf den Raubtieren seine Notdurft, und als die Tierbändiger, die beiden Katzen herausholten, genügte ein ganzer Korb Sägemehl nicht zur Beseitigung ihrer Spuren . . . alles, was ihr Körper enthielt, hatten sie von sich gegeben."

„Ha! Der spanische Toro!" begeisterten sich die Fünfundvierzig, und in ihren Worten lag ein Ausdruck nationalen Stolzes, als dokumentierte der Mut ihrer einheimischen Stiere auch die Ueberlegenheit der spanischen Erde und Rasse über den Rest der Welt.

Seit kurzem war im Kasino ein neues Thema aufgekommen. Wie überall in Sevilla sprach man auch bei den Fünfundvierzig von Plumitas, einem wegen seiner Verwegenheit berühmten Banditen, dessen Ruf sich durch die erfolglosen Anstrengungen, seiner habhaft zu werden, täglich vergrößerte. Die Zeitungen berichteten über ihn, als wäre er eine der ersten Persönlichkeiten Spaniens; die Regierung wurde im Parlament interpelliert und versprach seine sofortige Gefangennahme; die Gendarmerie setzte eine kleine Armee gegen ihn ein, doch Plumitas, ohne andere Hilfsmittel als seinen Karabiner und ein schnelles Pferd, schlüpfte wie ein Schatten zwischen seinen Verfolgern hindurch, bot kleinen Trupps wohl auch die Stirn, wobei stets der eine oder andere der Gendarmen sein Leben ließ. Verehrt und unterstützt aber wurde Plumitas von der gesamten ärmlichen Landbevölkerung, traurigen Sklaven der Großgrundbesitzer, die in ihm den Rächer der Hungernden sahen — den schnellen, unerbittlichen Richter, ähnlich den fahrenden Rittern vergangener Zeiten. Mit dem den Reichen abgenommenen Gelde half er hier einer bedürftigen, alten Frau, dort einem Tagelöhner, der zu viele Kinder besaß. So kam es, daß all diese kleinen Leute den Namen Plumitas ständig auf den Lippen trugen, hingegen blind und taub waren, wenn die Gendarmen nach ihm fragten.

Ein vorzüglicher Kenner des Landes, wechselte er ohne Schwierigkeiten von einer Provinz zur anderen, und die Gutsbesitzer Sevillas und Cordobas trugen gleichmäßig zu seinem Unterhalte bei. Wochenlang wußte man nichts von ihm; dann plötzlich erschien er, alle Gefahr verachtend, am hellen Tage vor einem Gutshause oder in einem Dorf.

Im Kasino legte man Wert darauf, über seinen Aufenthalt auf dem Laufenden zu sein.

„Plumitas besuchte gestern meine Hacienda," meldete ein Mitglied. „Der Inspektor gab ihm dreißig Duros und lud ihn ein zum Mittagessen."

Geduldig leisteten sie diese Abgaben und sprachen davon nur unter Freunden. Warum auch eine Anzeige machen? Die Behörden waren machtlos, und man setzte sich höchstens der Rache des Banditen aus.

Der Marquis von Moraima äußerte sich über Plumitas und seine Taten wie über eine unvermeidliche Kalamität.

„Das sind arme Burschen, die das Unglück soweit gebracht hat. Mein Vater — Gott schenke ihm die ewige Ruhe — kannte den berühmten José Maria und frühstückte zweimal mit ihm. Wenn man sie nicht reizt, lassen sie einen in Frieden, genau wie die Stiere."

Seinem Befehl gemäß wurde dem Plumitas gegeben, um was er bat, und seine Leute berichteten, daß der Bandit mit der alten Ehrfurcht des Bauern vor einem wohlwollenden Gebieter erklärt hätte, jedem das Licht ausblasen zu wollen, der dem Marquis zu nahe träte. Verschiedentlich schon war der alte Herr in einsamen Gegenden, wo kein Dorf am Horizont auftauchte, einem bewaffneten Reiter begegnet, der, den schmutzigen Filz ziehend, mit vertraulichem Respekt sagte: „Gott begleite Sie, Zeno Marquis!"

Nur Gallardo, der neugebackene Gutsbesitzer, wetterte gegen die Behörden, die das Eigentum nicht zu schützen wüßten.

„Wofür bezahle ich denn so viele Steuern? Verdammt noch mal! Von mir bekommt er nichts."

Doch der Marquis meinte bedächtig:

„Vorsicht, Kleiner! An irgendeinem Tage, wenn du es am wenigsten vermutest, wird er dir in der Rinconada seine Aufwartung machen!"

Mürrisch blickte der Matador vor sich hin. Seine Mutter, Carmen und die Kinder seines Schwagers weilten seit einer Woche auf dem Gut, wo sie ihn von Tag zu Tag erwarteten. Er aber schob die Reise unter allen möglichen Vorwänden hinaus, ohne einen anderen Menschen im Hause als Garabato, führte er ein Junggesellenleben, das ihm vollkommene Freiheit in seinem Verkehr mit Donja Sol erlaubte.

Jeden Vormittag unternahmen sie weite Ritte in die Umgebung Sevillas, bisweilen von Don José begleitet, dessen Gegenwart die bösen Zungen zum Schweigen brachte. Eines Tages führte Gallardo Donja Sol auch zu dem Sonderbahnhof, auf dem Stiere für eine außergewöhnliche Wintercorrida verladen werden sollten.

Die List der Menschen hatte es verstanden, die an Freiheit gewöhnten Tiere zu betrügen und leicht wie eine Ware zu handhaben. Auf einer breiten, von Stacheldraht eingezäunten Chaussee kamen die Stiere von ihren Weiden angaloppiert und wurden in der Nähe des Bahnhofs von der Begleitmannschaft zu einer tollen Karriere gehetzt, um sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen.

Voran, den Spieß auf der Schulter, die Hirten; hinter ihnen die klugen Leitstiere, deren gewaltige Hörner die Führer deckten. Ihnen folgten die Kampftoros, auf allen Seiten umringt von zahmen Tieren, die ein Ausbrechen verhinderten, und von Gauchos mit der gefürchteten Steinschleuder.

Die Chaussee mündete in einen großen Corral, an dessen Tor die Reiter nach beiden Seiten auseinanderstoben, während die ganze Herde, eine Lawine von Staub, aus der Hufschlag, Gebrüll und Leitglocken ertönten, hineinstürmte.

Auf den Mauern verteilte Leute schwenkten unter gellenden Rufen ihre Hüte. Jetzt bogen auch die erfahrenen, den Hirten gehorsamen Leitstiere seitwärts ab; die Masse jedoch brauste weiter in einen zweiten Corral, wo sie erst vor der gegenüberliegenden Wand zum Halten kam.

Nun begann das eigentliche Verladen. Einzeln wurde jeder Toro durch flatternde Tücher, Schreie und Stöße mit der Garrocha in eine enge Gasse gedrängt, in deren Mitte der graue Waggon mit hochgezogenen Türen stand — ein kleiner Tunnel, durch den hindurch grüne Weiden und friedlich grasende Herden zu sehen waren.

Langsam, die Gefahr witternd, schritt der Toro weiter, stutzte jedoch vor der sanftgeneigten Rampe, die in den Wagen führte. Im Rücken spürte er die unaufhörlichen Stiche der in den Galerien zu beiden Seiten der Gasse versteckten Treiber, vor sich sah er ein am Ausgang des Tunnels wehendes rotes Tuch. Stiche, Tuch und die grüne Weide brachten es zuwege. Die Bretterrampe krachte unter seinen Hufen, er setzte zum Galopp an, aber im selben Moment ließen die auf dem Dach liegenden Arbeiter beide Türen herunter.

Schlösser klirrten, dann wurde es um ihn still und dunkel. Durch eine Klappe im Dach fiel Futter und der Waggon rollte zum nahen Geleise.

Donja Sol bewunderte alles. Zu gern hätte sie es den Gauchos nachgemacht. Ein Dasein in freier Luft! Ueber die ungeheure Ebene galoppieren, verfolgt von spitzen Hörnern und eisenharten Schädeln, deren kleinste Bewegung den Tod bringen konnte! In ihrer Seele glühte die Liebe zum Hirtenleben, unser aller Erbschaft ferner Vorfahren aus jener Zeit, als der Mensch die Eingeweide der Erde noch nicht auszubeuten verstand, sondern die Tiere, die ihn erhielten, betreute. Hirte sein, Hirte wilder Tiere dünkte Donja Sol der interessanteste, der heroischste aller Berufe.

Gallardo, aus dem ersten Rausch erwacht, betrachtete sie in intimen Stunden voller Bestürzung und fragte sich, ob wohl alle Damen der großen Welt ihr glichen.

Ihre Kaprizen, ihr sonderbares Verhalten verwirrten ihn. Sie zu duzen wagte er nicht. Ein einziges Mal hatte er mit bebender Stimme das Du ausgesprochen, in ihren hellen Augen aber einen Ausdruck derartig maßlosen Befremdens gesehen, daß er beschämt den Kopf hängen ließ.

Sie dagegen duzte ihn in derselben Manier wie seine hochstehenden Freunde; jedoch auch das nur, wenn sie allein waren. Benachrichtigte sie ihn durch einen kurzen Brief, daß sie eine Verabredung nicht innehalten konnte, so gebrauchte sie niemals andere als die üblichen, höflichen Wendungen.

„Merkwürdige Frau!" murmelte Gallardo erbittert. „Scheinbar hat sie stets mit Laffen zu tun gehabt, die ihre Briefe jedermann zeigten. Hält sie mich vielleicht nicht für einen Caballero, weil ich Torero bin?"

Noch etwas anderes bereitete ihm Verdruß. Ganz unvermutet meldete ihm manchmal einer dieser Diener, die den Eindruck heruntergekommener Adliger machten: „Die Senjora ist ausgegangen." Und Gallardo wußte, daß es eine Lüge war, ahnte Donja Sol hinter Vorhängen und Türen — ganz in der Nähe.

Aus! sagte sich der Espada. Sie hat mich satt. Zum letzten Male habe ich ihr Haus betreten.

Und wenn er anderen Tages wiederkam, schämte er sich, an die Möglichkeit, Donja Sol nicht wiederzusehen, geglaubt zu haben. Mit offenen Armen empfing sie ihn, drängte sich dicht an ihn, auf den Lippen heißes Begehren, in den Augen ein seltsames Flimmern.

„Warum parfümierst du dich?" fragte sie mit einer Miene, als nähme sie den widerlichsten Geruch wahr. „Das ist deiner unwürdig . . . Ich will, daß du nach Stieren riechst, nach Pferden . . . Prachtvoller Geruch, nicht wahr? . . . Sag ja, Juanin, du Bestie Gottes, du mein Tier!"

In dem sanften Halbdunkel ihres Schlafzimmers empfand Gallardo bisweilen Angst vor ihren seltsamen Augen und Worten.

„Ich möchte auf Vieren laufen, möchte ein Stier sein, und du müßtest mir mit dem Degen gegenüberstehen. Ja, die Stöße, die du abbekämst! . . . Hier . . . und hier!"

Mit geballten Fäusten, denen ihre Nervosität doppelte Kraft gab, schmetterte sie wuchtige Hiebe auf die Brust des Torero, der sich zur Seite warf, um nicht bekennen zu müssen, daß eine Frau ihm weh tun konnte.

„Nein, kein Stier! Lieber möchte ich ein großer Hund sein mit scharfem Gebiß, dir auf dem Wege entgegenspringen und bellen: „Seht Ihr diesen Prahlhans, der wilde Tiere tötet, und von dem die Leute sagen, er wäre tapfer? Ich, ich beiße ihn!"

Und mit hysterischer Lust vergrub sie ihre Zähne in seinem Arm. Der Espada fluchte vor Schmerz und entwand sich mit Gewalt der Frau, deren Kopf mit dem goldenen Schlangengewimmel dem einer trunkenen Bacchantin glich.

Donja Sol kam zu sich.

„Aermster! Hat man dir weh getan? Ich will die Stelle küssen, damit sie heilt. Mein armes Tierchen mit so viel Wehwehchen . . ."

Die schöne Furie wurde zärtlich und umschmeichelte den Torero wie ein spielendes Kätzchen.

Doch niemals erreichte es Gallardo, der die Liebe nach altem Brauch auffaßte und darunter die Intimität des ehelichen Lebens verstand, eine ganze Nacht in Donja Sols Hause zubringen zu dürfen. Wenn er glaubte, sich das Weib ganz und gar unterworfen zu haben, kam bei ihr der physische Widerwille.

„Geh! Ich muß allein sein. Ich kann dich jetzt nicht ertragen. Weder dich, noch sonst jemanden. Ach, die Männer! Welcher Ekel! . . ."

Und Gallardo machte sich davon, verstimmt und gedemütigt durch die Launen dieser unbegreiflichen Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Die „goldene" Freiheit.

„Mein lieber Freund, du sagst, du freust dich, daß auch ich in der langen Zeit, die wir uns nicht mehr gesehen haben, meine „goldene" Freiheit behalten — sie nicht gegen den Ehering eingetauscht habe. Weißt du auch, was diese „Freiheit" war?

Nicht eine lange Geschichte will ich dir erzählen — Nicht von der unsäglichen Qual meiner Feigheit, meiner Armseligkeit, von der Grausamkeit einer trostlosen Erinnerung. — Nein. Nur von einem Abend, dem letzten. —

Mit den Fahrrädern waren wir durch den Wald nach der Stadt gefahren, an einem herrlichen Maiabend war es gewesen — Margot und ich. Eine lange Reihe Radfahrer kam uns entgegen, Arbeiter, kleine Angestellte, die ihrer Behausung in den Vororten entgegenfuhren, verliebte kleine Pärchen, die sich wohl ein weiches Moosplätzchen für den freien Abend suchen wollten. — —

Ich war sehr deprimiert damals. Du weißt, ich war zu jener Zeit am Anfang meiner schriftstellerischen Tätigkeit und hatte noch nicht die Ruhe gefunden, um über Mißerfolge die Achseln zucken zu können. — Das mag es auch gewesen sein, daß ich nicht wie sonst über die Blicke lachte, die all diese Männer und Jungens Margot zuwarfen. — — — Vielleicht ist auch dir im Leben einmal eine jener Frauen begegnet, deren Anblick genügt, um unsere Sinne zu erregen. Kaum wird man beim näheren Zusehen is

ihrem Gesicht, ihrem Wesen etwas Absonderliches entdecken konnen,
das diese eigenartige Tatsache erklärt. — — — Immer schon hatte
mich die Aufmerksamkeit, die Margot überall erregte, erstaunt,
belustigt. — Damals wurde mir zum ersten Male klar, daß sie zu
jener seltsamen Kategorie Frauen gehört. — Eine stille Wut
wuchs in mir und würgte mir in der Kehle. — — Eine so uner-
kärliche, sinnlose Wut. — — Margot wurde traurig, dann weinte
sie. Ich blieb schweigsam und verbittert. — —
Mit kleinen Schritten ging Margot im Zimmer hin und her.
Mit flinken, graziösen Händen richtete sie unser Abendmahl —
wie immer in diesem Jahr, daß wir nun schon zusammenlebten.
Schweigend stand ich an das Fensterkreuz gelehnt. Die Bewegung
ihrer Hüften, das leise Zittern unter dem dünnen Kleid — es
machte mich traurig und voller Zorn. —
„Komm, du, das Essen ist fertig!" Ihre Augen flehten so
ängstlich. Ich schwieg und sah voller Ekel auf die dampfenden
Speisen, auf die hohe Vase mit den ersten Frühlingsblumen.
Margot schlug die Augen nieder. Leise sagte sie: „Warum bist
du mir böse?" Wie eine unendlich schwere Last fiel die Erinnerung
an die letzten Wochen, die erfüllt waren von der Erkenntnis, daß
diese erst so jauchzende, glutvolle Leidenschaft — Hemmnis war,
niederzog! Und ich wollte doch hinauf, hinauf! Und die Erinne-
rung an meine Feigheit, meine Angst vor dem Traurigwerden
dieser glänzenden Kinderaugen — meine Armseligkeit, die den
Mut zur Wahrheit nicht fand. —
Mit gesenktem Kopf saß Margot vor den kalt gewordenen
Speisen. — — „Haben deine Eltern geschrieben?" Ich erschrak
vor dem Klange meiner Stimme. Hart, brutal — ich hatte es
nicht so gewollt. — — „Warum?" — — Mein Freund, weißt du,
wie ein Tier, ein Hund blickt, wenn er unverdient gezüchtigt wurde?
Das war Margots Blick. Aber diese Augen peitschten mein Wut.
Angstvoll lauschte ich selbst der Erregung in mir. — „Weil ich
will, daß du zu ihnen gehst!" Als hätte ein schwerer Schlag sie
getroffen, zuckte Margot zusammen. Schwer verrannen die Mi-
nuten. Meine Pulse flogen. Und dann — dann geschah dies Ent-
setzliche, Furchtbare — Margot war zu Boden gesunken. Zitternd
mit irrem, flackernden Blick kroch sie auf den Knien, kroch zu mir
— mit flehenden Armen — kroch, verstehst du mich — du — kroch
— auf den Knien — dann war sie bei mir, die Arme preßten
meine Schenkel, die Hände verkrampften sich in meinem Fleisch —
weit aufgerissen die Augen — tränenlos. Und dann —? Verzeih
mir, Margot — dann hob ich die Hand — ich, der ich noch nie
eine Frau geschlagen — ich schlug die geballte Faust in dieses
blasse, liebe — doch so liebe Gesichtchen. — — —
Was weiter war — — — ich weiß es nicht — — —
Stunden später lag Margot noch immer bewußtlos auf dem
Teppich. Noch einmal küßte ich leise den roten Mund — die Augen,
die kleine, weiche Hand — und meine Tränen netzten ihr weißes
Gesicht.
Stunden noch, dann saß ich im Zug nach Paris — — —
Ein Jahr verging.
Wo blieb mein ersehnter Aufstieg, wo meine Schaffensfreude,
um derentwillen ich damals die Faust erhoben hatte? — — —
Voller Qual der Erinnerung, ruhelos, gepeitscht — immer dies
blasse, verzerrte Gesichtchen vor Augen — — ich Tor — —
Gestern abend bin ich zurückgekommen. Ich hatte es nicht
mehr ausgehalten. Gehetzt — verfolgt von den Bildern der Ver-
gangenheit, war ich noch einmal hinübergefahren — nach meinem
kleinen Häuschen drüben in Deutschland. Ich fand es verschlossen,
verstaubt. Nichts, keine Spur von Margot. Kein Brief, kein
Zettel. Nichts. Die Briefe, die ich noch von Paris aus an die
Adresse ihrer Eltern geschrieben hatte, waren ungeöffnet zurück-
gekommen. — —
Verzweifelt, müde vom fieberhaften Suchen, ließ ich mich in
einen Sessel fallen. Stunden saß ich so, starrte auf den Platz,
auf dem Margot gelegen. Damals. — Als ich schon gehen wollte,
fiel mir der kleine Briefkasten am Tor ein. Voller Hoffnung eilte
ich hin. — — Nichts. Zwei Briefe von Verlegern, die mir meine
Manuskripte bedauernd zurückschickten — und eine Drucksache aus
der Schweiz. — Die Manuskripte warf ich fort. Die Drucksache
steckte ich gedankenlos in die Tasche meines Mantels. —
Noch am selben Abend fuhr ich zurück. —
Du beglückwünschest mich zu meiner „goldenen" Freiheit, lie-
ber Freund? — Ich — ich habe sie erst seit — Minuten!
Auf dem Wege zu dir — fiel mir die Drucksache aus der
Schweiz wieder in die Hand. — Und nun habe ich meine „Frei-
heit" erst. — — — Es ist — — — Margots Vermählungs-
anzeige!"

Otto Haneberg.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Selbstmord unterm Regenschirm.

Der Russe Paraloff, der in Frankreich lebte, hat seit vier Jahren sein Auto nicht mehr verlassen. Er wohnte, ein moderner Diogenes, im Wagen, kochte sich darin sein Essen, schlief, kurzum betrachtete die Kutsche als sein Haus. Nachts stand der Wagen stets auf der freien Landstraße. Und nun fand man den Mann erhängt im Walde vor, einen aufgespannten Schirm über sich in der erkalteten Hand, den er mitgenommen, weil es gerade regnete, als er sich aufhängte. In seinen Taschen fand man einen Zettel, der besagte, daß er die Wohnerei in dem Auto nicht mehr aushalte. Dazu hatte ihn ja auch kein Mensch gezwungen.

*

Das Dorf ohne Frauen.

Irgendwo in Irland, wo es am grünsten ist, liegt ein Dorf,
welches von 188 Männern bewohnt wird, eingefleischten Frauen-
hassern, die an den beiden Dorfeingängen Schilder angebracht
haben, wonach den „Gefäßen des Teufels" (womit die Frauen ge-
meint sind) das Betreten streng untersagt wird. Da man das
Dorf der Hagestolze nicht aussterben lassen will, pflanzt man sich
durch Zuzug fort. Wer also von den Frauen nichts (oder nichts
mehr) wissen will, der fahre nach Irland. Das Dorf wird ihm
jeder Mann zeigen; die Frauen behaupten dagegen, den Weg nicht
zu kennen.

*

Das Geheimnis.

Im englischen Unterhause hielt die Abgeordnete Ellinor Wil-
king eine Rede für die Frauen als Diplomatinnen, die man in
England bekanntlich nicht zulassen will. Sie behauptete, die Frauen
eigneten sich viel besser zum diplomatischen Dienst, da sie Geheim-
nisse besser und länger bewahren könnten als die Männer.
Nach der Rede klatschten die Damen, während die Herren sich in
Schweigen hüllten. Sie wollten das Geheimnis hüten, ob die
Frauen ein Geheimnis besser behalten können oder nicht.

*

Ein furchtbarer Irrtum.

Neulich verschickte die deutsche Reichspost an die Presse eine
Notiz, daß am Donnerstag das Reichspostministerium ausnahms-
weise geschlossen bleibe.
Am Tage darauf jagten Eilboten durch die Stadt und über-
brachten eine Notiz, es habe nicht Reichspostministerium, sondern
Reichspostmuseum heißen müssen.
Da das Museum im Ministerium liegt, wäre der Irrtum ja
auch gar zu schrecklich gewesen.

*

Ein ganz Schlauer.

In der Eisenbahn (es klingt wie ein Märchen) trafen sich zwei
Detektive, ein deutscher und ein französischer. Sie machten eine
Wette (es klingt wie ein Witz) um tausend Mark, die der Deutsche
erhalten (oder zahlen) sollte, falls er innerhalb eines Monats her-
ausbekomme, wo der Franzose geboren sei. Eine seltsame Wette
für Detektive, und richtig, nach einem Monat klagten sich beide vor
dem Pariser Gericht; denn der Deutsche hatte schon nach 8 Tagen
die Wette gewonnen, bloß der Franzose wollte nicht zah-
len. Ich muß ja sagen, ich wüßte schon schwierigere Aufgaben
für einen Detektiv, wenn es gilt, tausend Mark zu gewinnen.

Eubert.

Die Unsterblichkeit der Urtiere.

Der alte Volkswitz von der Unsterblichkeit der Maikäfer hat,
wie so viele der volkstümlichen Sprichworte und Aussprüche, auch
einen wissenschaftlich realen Hintergrund. Zwar
sind es nicht die Maikäfer, die sich der Unsterblichkeit rühmen
können, sondern es sind die Mitglieder jener geheimnisvollen Welt
der einzelligen Wesen, jener Wunderwelt, die uns erst das Mikro-
skop eröffnet hat. Ein deutscher Wissenschaftler, der Freiburger
Zoologe August Weismann, war der erste, der von der Un-
sterblichkeit der Urtiere sprach: Er nannte seine Theorie die der
„potentiellen Unsterblichkeit der Urtiere". Dies geheimnisvolle
wissenschaftliche Wort potentiell sollte bedeuten, daß die Unsterb-
lichkeit nur dann gegeben sei, wenn die Lebensbedingungen der
einzelnen Urtierchen, die Umstände, unter denen sie lebten, sich
nicht veränderten. Er wollte damit sagen, daß man die Urtiere
selbstverständlich vernichten und umbringen kann. Auch sie be-
sitzen Feinde, denen sie als Nahrung dienen. Das Pferd, das im
Dorfteich seinen Durst löscht, zerstört Zehntausende Existenzen der
Urtierchen, die selbstverständlich unter den veränderten Lebens-
bedingungen nicht mehr existieren können. Das Versiegen eines
Teiches oder Baches bedeutet ihren Untergang, da sie nur im
flüssigen Element leben können. Auch untereinander befehden
sie sich aufs heftigste, und die kleineren dienen den größeren als
Nahrung, während die größeren wiederum das Futter der kleineren
Krebsarten abgeben.

Aber nicht darum geht es. Andere Lebewesen sterben nicht
nur auf diesem Wege durch gewaltsame Vernichtung, nicht nur
durch eine plötzliche Veränderung der Lebensbedingungen, die ihnen
ihre Lebensvoraussetzung raubt, sondern sie sterben auch auf dem
natürlichen Wege des Alters, des Verbrauchs der Säfte, des Ver-
falls der Kräfte. Sie sterben eines natürlichen Todes. Und eben
diesen natürlichen Tod gibt es, soweit man in der Wissenschaft
bisher weiß, bei den Urtierchen nicht. Die bisherigen Forschungen
haben an ihnen kein Altern, keine dem Altern ähnliche Erscheinung
beobachten können. Die Fortpflanzung der Urtiere erfolgt be-
kanntlich auf dem allereinfachsten Wege, nämlich durch Teilung
in zwei Teile. Jeder dieser Teile führt nach der Trennung ein
vollkommen selbständiges Dasein und pflanzt sich in genau der-
selben Weise fort. Der amerikanische Forscher Wooruff hat wäh-
rend fünf Jahren einmal die Vermehrung eines Pantoffeltierchens
verfolgt. Jedesmal wenn die Teilung erfolgt war, entfernte er
das eine der Tierchen und ließ nur das andere weiterleben, bis
es sich wiederum teilte; dann wurde wieder das eine vernichtet,
während das andere weiterlebte. Diese Reihe hätte bis ins End-
lose fortgesetzt werden können, denn außer dem Vermehrungs-
fortgang geschah niemals die geringste Veränderung. Er erzielte
im Laufe von 5½ Jahren nicht weniger als 3340 Generationen.
Hätte er die einzelnen Tiere nicht getötet und hätten sich diese

alle auch weiter vermehren können, so wäre also eine Menge von Pantoffeltierchen entstanden, die der 3340. Potenz der Ziffer 2 entsprochen hätte, das heißt die Urtierchen hätten in ihrer Gesamtheit eine überhaupt unausdenkbare Masse dargestellt, die den **Erdball um ein Vieltausendfaches übertroffen** hätte.

Also nur die Tatsache, daß alltäglich Milliarden und Abermilliarden von Urtierchen durch ihre Feinde vernichtet werden, sich gegenseitig verschlingen oder den veränderten Lebensbedingungen zum Opfer fallen, verhindert, daß wir allmählich mit Urtierchen überschwemmt werden.

Die Forscher haben sich nun lange mit dem Problem beschäftigt, ob wirklich die behauptete Unsterblichkeit bei den Urtierchen zutreffe, sie sagen: „Ist wirklich, nachdem die Teilung erfolgt ist, einer der beiden Teile noch dasselbe Wesen, wie es früher war?" Diese Frage ist außerordentlich philosophisch, aber für den Begriff der Unsterblichkeit eigentlich ziemlich **überflüssig**. Natürlich kann man bei einer Teilung des Urtierchens in zwei meist gleich große neue Lebewesen nicht etwa von Mutter und Tochter oder von älteren Kindern sprechen, denn es ist eben keine Abspaltung, sondern ein regulärer Teilungsprozeß. Es gibt allerdings auch Urtierchenarten, bei denen einzelne Forscher deutlich ein erst langsam entstehendes zweites, kleineres Tier beobachtet haben, und bei den Pantoffeltierchen findet zum Beispiel ein regulärer Befruchtungsprozeß statt, der bei anderen Urtierchenformen, zum Beispiel beim Glockentierchen, zum völligen Verschlingen des männlichen Tierchens wird. Obwohl den Forschern also bisher die Unterscheidung zwischen Tochter- und Muttertierchen nicht gelungen ist, muß man sie als vorhanden annehmen. Eins der beiden Teile muß mit dem alten Tier bis zu einem gewissen Grade identisch sein. Man hat nun Versuche gemacht, diese Theorie ganz zu widerlegen. Der Forscher Jennings hat ein Trompetentierchen mit ungenießbaren Karminkörnchen gefüttert, indem er diese in die Strudelbewegung brachte, mit der das Trompetentierchen seine Nahrung heransaugt. Die unverdaulichen Karminkörnchen wurden wieder ausgestoßen, und das Tierchen wandte sich aus jener Richtung fort. Doch das half ihm nichts, der Forscher führte auch aus der neuen Richtung ihm die Karminkörnchen zu. Das Trompetentierchen wehrte sich, indem es den Strudel umdrehte; aber auch das half auf die Dauer nicht, und so schwamm es schließlich davon. Jennings will nun beobachtet haben, daß es bei der zweiten Wiederholung des Versuchs schon so viel Erfahrung besaß, daß es jetzt sofort Reißaus nahm. Nachdem aber die Teilung eingetreten war, hatten angeblich beide Teile alle Erfahrung vergessen.

Diese ganze Beweisführung ist nicht sehr überzeugend, aber abgesehen von der noch ziemlich zweifelhaften Beobachtung wäre auch damit nichts gegen die Unsterblichkeit der Urtierchen bewiesen, und das Geheimnis dieser Unsterblichkeit muß auch heute noch als ungelöst gelten, obwohl viele Forscher die Annahme Prof. Weismanns für überholt halten.

Was ist ein Kollaps?

Wir hören dies Wort häufig und verstehen es doch meist nicht ganz. Viele gebrauchen es sogar, ohne eigentlich eine genaue Vorstellung von dem zu haben, was die Medizin unter dem Ausdruck versteht. In der Freiburger Medizinischen Gesellschaft hielten Anfang des Jahres Hans **Eppinger** und Albert **Schürmeier** von der Medizinischen Universitätsklinik in Freiburg einen Vortrag über den Kollaps. Danach spricht man von einem Kollaps, wenn es im Laufe einer fieberhaften Erkrankung zu einer plötzlichen Verschlimmerung kommt, die scheinbar unvermittelt mit einer unregelmäßigen Herztätigkeit und dem Kleinerwerden des Pulses einsetzt, bei der dann die Körpertemperatur sinkt, kalter Schweiß ausbricht, und eine allgemeine Unruhe den blaß und bleich werdenden Patienten erfaßt. Behorcht man das Herz, so ergibt sich, daß die Herztöne sehr leise geworden sind. Die Venen scheinen leer und der Blutdruck in ihnen ist stark reduziert. Die Atmung ist beschleunigt und oberflächlich. Hält der Zustand länger an, so klagt der Patient über **Durst**. Versucht er zu trinken, so kommt es häufig zum Erbrechen. Der ganze Körper kühlt aus, die Zunge wird trocken, der Bauch schwillt an. Allmählich verliert der Patient die Schmerzempfindung, so daß Nadelstiche kaum empfunden werden. Wenn nicht bald eine Besserung eintritt, so folgt häufig unter weiterem Schlechterwerden des Pulses, unter Bewußtlosigkeit und Versagen der Atemtätigkeit der Tod.

Der schwere Kollaps führt meist **rasch** zum Tode, doch gibt es graduelle Unterschiede, so daß man auch mit milderen Formen rechnen kann. Oft tritt der Kollaps ganz unvermittelt auf. Der erfahrene Arzt sieht manchmal die große Gefahr kommen. Patienten, die beim Versuche, sich im Bett zu erheben, auffällig erblassen, und Schwindelgefühl empfinden, und schon längere Zeit einen besonders ausgeprägten unsicheren Puls darbieten, scheinen ganz besonders disponiert. Die Gefahr des Kollapses besteht nicht nur auf der Höhe der Erkrankung, sondern auch noch während der Genesungszeit. Allerdings sind nach dem Abklingen des Fiebers die Kollaps nicht mehr so gefährlich.

Es kann im Verlauf jeder Erkrankung zum Kollaps kommen. Doch sind die Infektionskrankheiten davon besonders häufig heimgesucht. Beim Kinde tritt der Kollaps relativ selten auf. Im vorgerücktem Alter dagegen leider nur zu oft, bei korpulenten Menschen.

Nach dem Vortrage von Eppinger und Schürmeier (Klinische Wochenschrift Nr. 17) kann es auch bei völlig gesunden Menschen plötzlich zu einem Zustande kommen, der mit dem typischen Kollaps große Aehnlichkeit besitzt. Wenn solche Anfälle nur kurze Zeit dauern, so spricht man im allgemeinen von einer Ohnmacht und es gibt vereinzelte Personen, die besonders dazu neigen, ohne daß sie sich im sonstigen Befinden krank fühlen.

Die medizinische Wissenschaft zweifelt nicht an der Tatsache, daß die Ursache vieler Erscheinungen, wie sie beim Kollaps auftreten, auf eine mangelhafte Durchblutung des Gehirns zurückzuführen ist. Welches aber nun die Ursache der Blutleere ist, darüber gehen die Ansichten der Aerzte noch sehr auseinander. Ursprünglich suchte man die Ursache im Herzen, und in der Tat sind mancherlei Veränderungen in der Herzmuskulatur nicht wegzuleugnen. Doch läßt sich im allgemeinen die Schwere, der beim Kollaps auftretenden Wirkungen nicht genügend mit diesen Herzunregelmäßigkeiten erklären, so daß die Medizin noch heute nach anderen Ursachen sucht.

Aus aller Welt.

Vom Eisberg gerammt. Der Sechzehntausend-Tonnendampfer „Montrose" geriet auf dem Wege von Kanada nach England mitten auf dem Ozean plötzlich zwischen zwei treibende Eisberge. Um nicht von den stahlharten Zacken des hundert Fuß hohen Eiskolosses in der Breitseite gerammt zu werden, steuerte der Kapitän im kritischen Moment den Eisberg mit der Spitze seines Schiffes an, wodurch der Bug zwar stark beschädigt wurde, jedoch der Dampfer mit **zweihundert Passagieren** und Mannschaft an Bord vor einem sicheren „Titanic"-Schicksal bewahrt blieb. Etwa hundertfünfzig Tonnen Eis brachen beim Zusammenprall über das Schiff ein, wobei zwei Mitglieder der Schiffsmannschaft ums Leben kamen. Die „Montrose" setzte die Weiterreise von über zweihundert Meilen nach Liverpool ohne weiteren Schaden fort, obgleich die Schiffswand bis auf wenige Zoll über der Wasserlinie aufgerissen war. Ein Bild dieses Schiffes, das die gewaltige Verletzung am Bug deutlich zeigt, bringt die neueste Nummer (Nr. 19) des „**Illustrierten Blattes**", Frankfurt a. Main. Aus dem reichen Inhalt des Heftes verdienen folgende Bilderartikel besonders hervorgehoben zu werden: „Amerikanische Barbarei", „Anbeter der Freiheit" (das Leben der Brückensiedler in Paris), „Acht Stunden — fünf Minuten" (eine Anregung zur Körpergymnastik für berufstätige Frauen), „Besuch aus Hollywood" und die „Invasion aus der Provinz" (Momentbilder vom großen Fußballtag in Wembley). Die aktuellen Seiten bieten Photos von der Erdbebenkatastrophe auf dem Balkan, von der Anwesenheit der „Bremen" auf Greenly Island, vom Unwetter in Süddeutschland und von der Eröffnungsfeier der Berliner Staatsoper. Das Heft ist vom Anfang der Woche an für zwanzig Pfg. zu haben.

Ein Operntext von Ludwig Fulda. Am Troppauer Stadttheater gelangte die komische Oper „Schlaraffenland" von Charles Weinberger, Text nach Ludwig Fulda von Mathilde Schurz, mit starkem Erfolg zur Uraufführung. Das Werk erwies sich textlich und musikalisch als eine liebenswürdige und reizvolle Spieloper, die auch auf größeren Bühnen viel Beifall finden wird.

Der Einfluß der Mode auf die Industrie. Die Mode, sowohl die der Frauen als auch die der Männer, übt einen großen Einfluß auf die Industrie aus. Die kurzen Röcke der Frauen tragen einen erheblichen Teil Schuld an der Arbeitslosigkeit in der Textilindustrie, während die umgeschlagenen Hosenenden der Männer die Herstellung der Phantasiesocken begünstigt haben.

Fröhliche Ecke.

Liebe Jugend! Im Odeon in München wird Berlioz' „Phantastische Sinfonie" aufgeführt. Vor mir sitzt ein Herr mit seinem etwa siebenjährigen Töchterchen. Kleine Pause zwischen zwei Sätzen. Der Vater liest in der Erläuterung für 30 Pfennig und erzählt dem Töchterchen: „Schau, und das hat der Komponist geschrieben, weil er eine Dame verehrte und gern heiraten wollte, die ihn nicht mochte. Und nach dem Anhören der Sinfonie reichte sie ihm tatsächlich die Hand . . . (Liest weiter. Dann): Aber die Ehe wurde unglücklich, und sie haben sich bald wieder scheiden lassen . . ." Das Töchterchen: „Das, wenn er g'wußt hätt', nachher hätt' er gar net erst die ganze Sinfonie g'macht." („Jugend")

Der Kanarienvogel. Tante Paula hat sich zwei kleine Zwergpapageien kommen lassen. Diese Tiere sind bekanntlich außerordentlich klein, so groß wie Sperlinge. Als nun die kleine Erika zum ersten Male zu Tante Paula kommt und die seltsamen Tiere sieht, ruft sie erstaunt aus: „Ach Tante, deine Kanarienvögel sind ja noch ganz unreif."

Gute Gäste. „Kellner, bringen Sie uns drei Glas frisches Wasser. Brauselimonadenbonbons haben wir selbst mit!"

Eine Schönheit. Heiratsvermittler schildert die Reize einer Dame. „Und Zähne hat se, wie de Perlen — vier Stück!"

Aus der Kinderstube. „Kinder, sagt mir bloß, wo Ihr die Unarten alle lernt!" — „Die können wir auswendig, Mama."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Robert Styra**, Poznań.